

2. WILDNIS UND WOHNLICHKEIT

2. 1. Landschaft und Geschichte

Nach einer im 14. Jahrhundert aufgezeichneten Sage sollen die Habsburger aus Rom stammen. Zwei Brüder seien an den Rhein gezogen, der ältere sei Bischof von Straßburg geworden, der jüngere sei weltlich geblieben und gerne auf die Jagd gegangen. Als ihm einmal ein Habicht entfliegen sei, habe er diesen auf einem Berg wiedergefunden, der ihn zum Bau einer Burg reizte. Sein Bruder, der Bischof, habe ihm „gross guot“ (reichen Besitz) für das Unternehmen überlassen, und so sei die Burg errichtet und nach dem entfliegenen Vogel „Habsburg“ genannt worden. Der Bischof habe sich aber über die bescheidene Anlage gewundert, worauf der Bruder alle Leute, Herren, Ritter und Knechte, zusammengerufen habe, die er mit dem vom Bischof überlassenen Gut ausgestattet hatte, und seinem Bruder habe er erklärt: „das sind die muren, die ich gebuwen hab; wan wie guot min huss wäre, das hülf mich nüt, hette ich kein fründ im land.“ („Das sind die Mauern, die ich gebaut habe; denn wie stark auch meine Burg wäre, das nützte mir nichts, wenn ich keine Freunde im Land hätte.“)

Die Sage hat als Aussage zur tatsächlichen Gründung der Feste Habsburg – sie erfolgte gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts – kaum historischen Wert. In ihr spiegelt sich aber zum einen die Bedeutung des herrschaftlichen Personenverbandes für die Entfaltung von Macht innerhalb einer Landschaft. Zum anderen zeigt sie, dass geschichtliche Vorgänge ihren Anfang mit der Besiedlung eines Landstrichs nehmen, mit der Auseinandersetzung des Menschen mit den spezifischen Eigenschaften der natürlichen Umwelt, mit dem Klima, der Gestalt und Beschaffenheit des Bodens, mit der Tier- und Pflanzenwelt. Unbewohnte und ungenutzte Zonen blieben und bleiben geschichtslos, bis sich der Mensch ihrer bemächtigt, und die geschichtlichen Vorgänge werden umso vielseitiger und nachhaltiger, je intensiver der Mensch von seiner Umwelt Besitz ergreift und sie

umgestaltet. Im Hochgebirge, in das sich nur einzelne Jäger und Kristallsucher vorwagen, spielen sich kaum Ereignisse von historischer Tragweite ab; wenn aber ein Alpenübergang durch den Bau von Wegen, Brücken und Unterkünten für den Fernhandel erschlossen wird, kann ein vormals abgelegenes Alpental zum Brennpunkt herrschaftlicher und wirtschaftlicher Auseinandersetzungen werden, die dann auch ihren Niederschlag in den Schriftquellen finden. So hat die Erschließung des Gotthardpasses im 13. Jahrhundert das Schicksal des Landes Uri und der Leventina wesentlich geprägt. Der innere Zusammenhang zwischen Landschaft und Geschichte tritt uns am Gotthard in beispielhafter Klarheit entgegen.

Doch sind auch rückläufige Bewegungen zu beachten. Klimaverschlechterungen, in den Alpen von Gletschervorstößen begleitet, Bergstürze oder Sturmfluten, die ganze Landstriche im Meer versinken lassen, vielleicht auch Seuchen führen zur Preisgabe von Siedlungsraum und entziehen die betroffenen Regionen dem Geschichtsbewusstsein, so dass sie höchstens noch in der Sagenwelt weiterleben.

Geschichte spielt sich im Wesentlichen in vier Dimensionen ab, in der zeitlichen und in den drei räumlichen. Zustände, Ereignisse und Entwicklungen fügen sich in irreversibler Abfolge zu historischen Prozessen zusammen, deren Ursachen und Auswirkungen unlösbar mit dem landschaftlichen Raum verbunden sind. Geschichtliche Größe wird am Ausmaß zeitlicher oder räumlicher Wirkung gemessen. Die Landschaft bildet also für die Geschichte nicht bloß Kulisse oder äußeren Rahmen; historische Prozesse erwachsen vielmehr aus ihr heraus und verändern sie laufend. Die Menschen, mit deren Anwesenheit und Tätigkeit in einem Gebiet geschichtliche Vorgänge überhaupt erst beginnen, leben in einer eigenen landschaftlichen Umgebung, mit der sie sich auseinandersetzen, von der sie geprägt werden und

die sie nach ihren Möglichkeiten und Bedürfnissen zu gestalten bestrebt sind.

Geschichtliches Bewusstsein klammert sich an historische Landschaften und deren Denkmäler. Die Erhaltung und die Pflege historischer Stätten dienen letztlich der Bewahrung und laufenden Erneuerung geschichtlichen Bewusstseins. Gedankenlose, mutwillige oder gar mit Absicht geplante Zerstörungen historischer Stätten können zum Erlöschen geschichtlichen Denkens und Erlebens führen und die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit verhindern.

2. 2. Die Naturlandschaft

2. 2a. Der Wald

Die nachhaltigsten und am tiefsten greifenden Landschaftsveränderungen des Mittelalters wurden in weiten Teilen des Abendlandes durch den Landesausbau verursacht, durch die Binnenkolonisation, die einerseits eine stetige Verringerung des Waldes, andererseits eine bedeutende Zunahme des menschlichen Siedlungsraumes bewirkte. Die Erschließung von wenig bis gar nicht bewohntem Land begann bereits im Frühmittelalter anlässlich der Wanderungen germanischer Siedlergruppen und erreichte im 12. und 13. Jahrhundert ihre größte Intensität. Erst im ausgehenden Mittelalter ebte die Kolonisationstätigkeit, die in ihrer letzten Phase noch bis in alpine Hochtäler und auf marginale Böden vorgedrungen war, allmählich ab.

Im Gesamtergebnis prägte der durch Rodung und Siedlungsgründung betriebene Landesausbau des Mittelalters – abgesehen von geringen, durch wirtschaftliche, kriegerische und klimatische Rückschläge bedingten Auflassungen – das Landschaftsbild bis zum Beginn des modernen Industriezeitalters. Insgesamt ist beim mittelalterlichen Landesausbau zwar sehr viel Wald gerodet worden, aber größere Sümpfe, Moore oder Seen sind nur in wenigen Regionen künstlich trockengelegt worden.

Prägendes Element der mittelalterlichen Naturlandschaft war zusammen mit den Gewässern zweifellos der Wald, der – obgleich durch die fortschreitenden Rodungen stetig zurückgedrängt – große Teile Mitteleuro-

pas bedeckte, bis hart an die menschlichen Siedlungen heranreichte und sich im Alpenraum in weit höhere Lagen erstreckte als heute. Um 1100 war zum Beispiel die Bischofsstadt Basel gemäß zuverlässiger schriftlicher Kunde von einer schmalen, nur 1 bis 2 km tiefen Acker- und Gartenbauzone umgeben, während die Gebiete der heutigen Außenquartiere weitläufige, bewaldete Einöden bildeten, in denen vereinzelte Rodungsinseln mit Weilern lagen. Bei anderen Städten dürfte es sich ähnlich verhalten haben, und die Dörfer mit ihrem Nutzland – heute durch Landwirtschafts- oder gar moderne Wohn- und Industriezonen verbunden – waren im Mittelalter noch meist durch Waldstreifen unterschiedlicher Breite voneinander getrennt. An die starke Verbreitung des Waldes im Hochmittelalter erinnern heute noch viele Orts-, Flur- und Landschaftsnamen. In jenen Gebieten des spätantiken Imperium Romanum, aus denen die Bevölkerung nicht abgewandert war, haben sich weiträumige, waldlose oder waldarme Zonen bis ins Mittelalter hinein erhalten.

Weitläufige und geschlossene Waldflächen erstreckten sich im Hochmittelalter über große Gebiete der Mittelgebirge und der Voralpenzone. Schriftliche Zeugnisse für die Verbreitung des Waldes im Hochmittelalter begegnen uns in den Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts in großer Zahl. Weitläufige Waldzonen haben sich zu heute noch geläufigen Landschaftsbezeichnungen entwickelt (z. B. Schwarzwald, Bregenzer Wald, Böhmerwald).



Spuren einer um 1600 verlassenen Alphütte im Calfeisental (St. Gallen).



Schematische Darstellung ungerodeten Urwaldes. Urbar der Herrschaft Rheinfeldern, um 1400.

Die Wälder erstreckten sich im Mittelalter wie heute noch über siedlungsfeindliche und landwirtschaftlich unergiebigere Böden, felsige Talflanken, steinige Böschungen und Berglehnen, über Hügelkuppen mit dünnem Erdreich und schwer zugängliche Tobel (felsiges, steiles Gebirgstal). Aber zusätzlich bedeckten sie, soweit sie der Rodungstätigkeit noch nicht zum Opfer gefallen waren, auch günstiges Siedlungs- und Ackerland. Dicht bewaldet waren vor allem auch die Talniederungen, in denen die Flüsse ihre Mäander und Nebenarme bildeten und durch häufige Hochwasser eine intensive Nutzung oder gar Besiedlung unmöglich machten. Solche „Auen-“ oder „Hardwälder“ in den überschwemmungsgefährdeten Flussniederungen blieben vom mittelalterlichen Landesausbau weitgehend verschont, und sie waren häufig Grenzzonen zwischen verschiedenen Herrschafts- und

Kulturräumen. Sie begannen erst im 19. Jahrhundert im Zuge der großen Flussmeliorationen (künstliche Begradigung der Flussläufe) zu verschwinden. Von den einst so weit verbreiteten Auenwäldern sind heute nur noch kärgliche Reste übrig.

Weite Teile der mittelalterlichen Wälder sind von Menschen lange Zeit nur selten aufgesucht worden. Sie bildeten einen eigentlichen Urwald, in dem umgekippte Stämme und Wurzelstöcke, Dornbüsche und Gestrüpp sich zu undurchdringlichen Hindernissen vereinigten. Felsblöcke, Geröll und steile Wasserläufe, Runsen genannt, erschwerten das Vorwärtskommen im Gebirge, im Unterland Bachbetten, Erosionsgräben und moorige Senken. Zur Unwegsamkeit gesellte sich die Schwierigkeit, sich zu orientieren. Leicht konnte man sich in der Unendlichkeit der mitteleuropäischen Urwälder hoff-

nungslos verirren. Große, unbegangene Wälder boten deshalb auch einen Schutz vor feindlicher Annäherung. Im Mittelalter fühlten sich z. B. die Berner hinter dem Bremgartenwald sicher vor den plündernden Truppen des Bischofs von Basel, und als dieser drohte, den schützenden Wald abzuholzen, hängten die Berner zur Verhöhnung des aussichtslosen Unterfangens Schleif- und Wetzsteine an die Bäume.

Die Nutzung des Waldes blieb auf die Randzonen und guten Böden beschränkt, nicht zuletzt, weil die Erschließungswege fehlten, die für den Abtransport größerer Stämme nötig gewesen wären. Da der mittelalterliche Mensch auch in den von ihm genutzten Zonen

des Waldes keine nennenswerten forstwirtschaftlichen Eingriffe vornahm, blieb die urwüchsige, natürliche Zusammensetzung der Waldflora und vor allem der Baumarten im wesentlichen erhalten, obwohl die fortschreitende Rodung, verbunden mit dem Weidgang im Wald, eine gewisse Verschiebung in der Häufigkeit einzelner Baumarten bewirkte. So scheint etwa die beliebte Brandrodung eine Vermehrung von Birke, Espe, Erle und Föhre verursacht zu haben. In den Wäldern des Unterlandes herrschte jedenfalls die Eiche vor, gefolgt von der Buche und anderen Laubbaumarten. In den Auenwäldern waren naturgemäß feuchtigkeitsliebende Bäume wie Erlen und Weiden verbreitet. Tannen zähl-

Der Drache von Luzern

Wie ein seltzemer wurm (Drache) durch die Rüsszbrugk schwam zuo lutzern

*Dem nach uff den XXI. tag meyen ist beschechen/
Zuo lutzern hat man ein seltzam ding gesehen/
Ein wurm sin blss ward geacht zwey klaffter (6 m) lang
Sich ussz dem sew (See) durch di Rüssbrugk schwang
Sin haupt mit Breiten Oren/ gestalt einsz kalb.
Und die grossze desz lipsz allendhalb
ouch einem kalb zuo glichen und zuo schatzen
Da by hab ich die welt horenschwetzen
Dessz wurmsz lengy sye by VI klaffter (28 m) gewesen
Wasz wil/ oder kan man aber darusz lesen?*

Text und Bild stammen aus der im Jahre 1500 gedruckten Reimchronik des N. Schradin über den Schwabenkrieg von 1499. Was damals im Mai tatsächlich durch die Reuss geschwommen ist, ein mit Ästen und Wasserpflanzen behängter Tierkadaver oder etwas anderes, bleibt unerheblich. Entscheidend ist, dass in Zeiten erhöhter Gefahr die Menschen bereit waren, Wunderzeichen zu sehen, die große Ereignisse ankündigten. Der Chronist weiß denn auch von weiteren Erscheinungen zu berichten, die im Elsass gesichtet worden seien. Er lässt aber offen, was das alles zu bedeuten habe. Die Vorstellung, dass in Urwäldern und in unwegsamem Gebirge Drachen hausten, war am Ende des Mittelalters jedenfalls noch allgemein verbreitet.



Ein Drache schwimmt durch die Reuss. Holzschnitt nach Schradin, 1499.

Schradin, Niclas: Schweizer Chronik, Sursee 1500, Faksimile-Neudruck, München 1927, nicht paginiert.



Dietrich von Bern befreit Sintram aus dem Maul des Drachen. Kapitell im Chorumgang des Basler Münsters, Ende 12. Jahrhundert.

ten in den Wäldern des Unterlandes eher zu den raren Baumarten, weshalb sie schon früh, d. h. im 14. Jahrhundert, durch obrigkeitliche Verordnungen geschützt wurden.

Im Gebirgswald überwog naturgemäß das Nadelholz mit Föhre, Lärche, Fichte und Weißtanne, in hohen Lagen besonders des Bündnerlandes und der östlichen Alpen war auch die Arve (Zirbelkiefer) verbreitet. Südlich des Alpenkammes kam die Kastanie hinzu. Neben hohen Bäumen gab es in den mittelalterlichen Wäldern auch viel Buschwerk und ausgedehntes Dickicht mit Dornengestrüpp. Stauden wuchsen an den Waldrändern, an den Hecken und auf Lichtungen. Die Häufig-

keit der Haselstaude, zu erklären aus der Beliebtheit der Nüsse und aus der vielseitigen Verwendung des Holzes zum Schnitzen und Flechten, ist auch durch das verbreitete Auftreten in Flur- und Ortsnamen hinlänglich bewiesen.

Säuberlich von Astwerk und sonstigen Hindernissen gereinigte Waldböden waren im Mittelalter unbekannt. In den während der letzten Eiszeit von Gletschern bedeckten Zonen lagen allenthalben Findlinge herum, Felsblöcke unterschiedlicher Größe, die von den Gletschern der Eiszeit aus den Alpen ins Unterland verfrachtet worden waren. Im Kulturland hatte man schon früh begonnen, diese Steine zu beseitigen, im Verlauf des Spätmittelalters verschwanden sie auch aus den meisten Wäldern, da sie qualitätsvolles Baumaterial lieferten. Im 12. und 13. Jahrhundert sind ganze Burgmauern, vor allem die Haupttürme, aus solchen Findlingen errichtet worden. Was heute noch an erratischen Blöcken herumliegt und liebevoll unter Naturschutz gestellt wird, ist nur der kärgliche Restbestand einer ursprünglich unermesslich reichen, von der Natur selbst angelegten Sammlung stummer Zeugen der letzten Eiszeit.

In die Unwirtlichkeit des Urwaldes drangen Menschen nur ausnahmsweise vor, vielleicht um ein angeschossenes Wild zu verfolgen, um einen neuen Weg zu erkunden oder um einen kolonisatorischen Vorstoß einzuleiten. Wo die vom Menschen begangene Waldzone zu Ende ging, begann eine andere Welt, die den wilden Tieren, den Ungeheuern, Dämonen und Gespenstern gehörte, wo der Mensch nichts verloren hatte. Nicht nur von Bären und Wölfen ist in Berichten die Rede, auch von Drachen, Wildmännern, Feen und Kobolden, vor allem auch von Totengeistern, die in verrufenen Einöden und schrecklichen Tobeln (Waldschluchten) ihr Unwesen treiben (vgl. Kap. 5. 3e). Noch im 18. Jahrhundert galt etwa das unwirtliche Scaläratobel zwischen Chur und Trimmis als Tummelplatz ganzer Heerscharen grausiger Gespenster. Bis in die Neuzeit hinein pflegten Bauern und Holzfäller ein vielseitiges Brauchtum, das in der Bannung der Waldgeister seinen Ursprung hatte.

Für den ganz auf natürliche Rohstoffe angewiesenen Menschen des Mittelalters galt der Wald, solange er weite Flächen überzog, als nahezu unerschöpfliche Reserve lebensnotwendiger Güter. Dass er Bau- und Brennholz lieferte, versteht sich von selbst, weniger bewusst ist man sich heute seiner Bedeutung für die Ernährung; Waldfrüchte aller Art, vor allem Beeren und Nüsse, wurden

in großer Menge gesammelt. Auf die Tiere des Waldes soll später im Abschnitt über die Jagd (vgl. Kap. 2. 5e.) eingegangen werden, auch die Nutzung des Waldes zu Weidezwecken ist in anderem Zusammenhang zu besprechen. Hier ist noch kurz auf die Gewinnung von Rohstoffen hinzuweisen. Holz bildete im Mittelalter einen Werkstoff von ungeheurer Vielseitigkeit, allerdings mit der Einschränkung, dass sich nicht alle Holzarten für alle Verarbeitungstechniken und Endprodukte gleich gut eigneten. Weidenruten wurden geflochten, Buchs und Eibe gedrechselt und geschnitzt, während für Küfer- und Böttcherarbeiten Eiche und Tanne bevorzugt wurden. Für die Herstellung des Langbogens und später, bis zur Ablösung durch Horn oder Stahl, des Armbrustbogens verwendete man Eibenholz, das aus dem Alpenraum bis ins ferne England für dessen berühmte Bogenschützen exportiert wurde. Rohstoffe des Waldes waren auch die speziell für gewerbliche Zwecke unerlässlichen Holzkohlen und die beim Glasmachen benötigte Pottasche. Die Rinde der Weißtanne lieferte Gerbstoff, das Harz von Nadelhölzern wurde als Klebstoff, zur Herstellung von Pech und als medizinisches Pflaster gebraucht. Selbst für trockenes Laub hatte man Verwendung, füllte man damit doch in weiten Teilen der Bevölkerung die als „Laubsäcke“ bezeichneten Bettdecken.

Die vielseitige Nutzung des Waldes sowie die fortschreitenden Rodungen machten schon im 14. Jahrhundert Einschränkungen im Holzschlag nötig. Der Schutzwirkung des Waldes vor Lawinen, Steinschlag und Erosion war man sich im Alpenraum gewiss schon früh bewusst. Bereits um 1300 erkannte ein aufmerksamer Dominikanermönch im Elsass die Zusammenhänge zwischen Rodung, Wasserhaushalt, Überschwemmungen und Klimaveränderung. Die ersten, im 14. Jahrhundert einsetzenden Schutzmaßnahmen gingen je nach Besitzverhältnissen von der Obrigkeit oder von Allmendkorporationen aus und bestanden im völligen oder teilweisen Verbot des Holzschlags, des Holz Sammelns und des Viehtriebs.

Im Verlauf des 15. Jahrhunderts wurden die obrigkeitlichen Schutzbestimmungen verschärft und präzisiert. Waldfrevler mussten mit Bußen oder Verbannung rechnen, widerrechtlich im Wald weidendes Vieh, gleichgültig ob Schwein, Schaf oder Ziege, wurde beschlagnahmt. Die Waldnutzung, Weidgang und Holzschlag, unterlag der obrigkeitlichen Bewilligung,

die nur nach Bedarf erteilt wurde. Über die Einhaltung der Nutzungsbeschränkungen hatte der Bannwart zu wachen. Neben die mehrheitlich repressiven Schutzbestimmungen traten im Verlauf des 15. Jahrhunderts vereinzelt auch weitere Maßnahmen. Jungwald wurde zum Schutz vor Wild- und Viehschäden „eingeschlagen“, d. h. mit einem Zaun umgeben. Wenn wertvolle Bäume, vor allem Eichen, gefällt wurden, mussten an ihrer Stelle neue Schösslinge gepflanzt werden. Diese Einschränkungen in der Waldnutzung sind von der Bevölkerung keineswegs immer gut aufgenommen worden. In den Volksaufständen des ausgehenden Mittelalters tauchte immer wieder die Forderung nach offenem Weidgang und nach freierem Holzschlag auf. Einen schrankenlosen Raubbau am Wald verhinderten in der Folgezeit allerdings weder die Abweisung derartiger Begehren noch eine besondere Weitsicht der Obrigkeit, sondern eher die gesamthaft geringe Bevölkerungsdichte, die spezielle Bodengestalt im Gebirge mit ihren Schwierigkeiten des Abtransports und schließlich der Mangel an Rohstofflagern, deren Ausbeutung einen bedeutenden Holzverschleiß nach sich gezogen hätte.

2. 2b. Das Hochgebirge

Die vielen Berge und Höhenzüge der Voralpen und des Juras waren im Mittelalter, soweit nicht der nackte Fels zutage trat und jeglichen Baumwuchs verhinderte, von Wald überzogen. Die Gebirgsketten des Alpenraumes ragten jedoch mit ihren Gipfeln in Höhen hinauf, auf denen nie, auch nicht in noch so milden Klimaperioden, Büsche oder Bäume gediehen. Zwischen die obere Wald- und Baumgrenze – sie scheint sich ursprünglich mit der heutigen Verbreitungsgrenze der Alpenrose gedeckt zu haben – und die Zone von ödem Fels, Schnee und Eis schob sich der karge Vegetationsgürtel der alpinen Magerwiesen. Deren Graswuchs diente nicht bloß dem alpinen Wild als Nahrung. Im Mittelalter trieb der Mensch wie schon in vorgeschichtlicher Zeit während der Sommermonate seine Viehherden in diese unwirtlichen Höhen. Über den genauen Verlauf der Klima-, Schnee- und Vegetationsgrenzen im Mittelalter herrscht noch Ungewissheit, doch deuten Einzeluntersuchungen darauf hin, dass im 13./14. Jahrhundert die Gletscher zeitweise weit zurückgedrängt